

Paradoxien subjektivierter Arbeit und die Probleme der Kritik

Kocyba, Hermann; Voswinkel, Stephan

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kocyba, H., & Voswinkel, S. (2006). Paradoxien subjektivierter Arbeit und die Probleme der Kritik. In K.-S. Rehberg (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München. Teilbd. 1 und 2* (S. 3766-3774). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-142557>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Paradoxien subjektiver Arbeit und die Probleme der Kritik

Hermann Kocyba und Stephan Voswinkel

Worauf beruht die derzeitige Attraktivität paradoxaler Formulierungen bei der Analyse gegenwärtiger Phänomene und Entwicklungsprozesse? Wir wollen dieser Frage nachgehen, indem wir uns mit der Diagnose von Boltanski und Chiapello in ihrem Buch »Der neue Geist des Kapitalismus« (Boltanski/Chiapello 2003) beschäftigen und dabei zugleich Vermutungen anstellen, warum diese Diagnose auf solch große Resonanz gestoßen ist. Wenn paradoxale Formulierungen die Erfahrung einer paradoxen gesellschaftlichen Realität zum Ausdruck bringen, dann wäre die Frage zu stellen, in welcher Hinsicht man von Paradoxien sprechen könnte.

Zunächst einmal könnte die Rede von der Paradoxie die Erfahrung zum Ausdruck bringen, dass die Resultate unseres Handelns sich von den Absichten unterscheiden, die wir damit verfolgten – ja ihnen sogar widersprechen. Dies könnte die Folge zunehmender Komplexität der Gesellschaft sein, der Erweiterung und Vervielfachung von Handlungsketten, die eine große Distanz und vielerlei Kreuzungen zwischen Intention und Ergebnis von Handlungen legen. Besonders überrascht wird man dann, wenn man Handlungssicherheit durch die Konstruktion von Gewissheiten erreichen will, wie sie etwa Managementkonzepte versprechen, die dann wiederum blinde Flecken produzieren, aufgrund derer Folgen eintreten, die überraschen. Moralische Gewissheiten werden durch die paradox erscheinende Erfahrung erschüttert, dass gut gemeint nicht gut gemacht ist, ja dass gute Absichten schlechte Resultate haben.

Alles das sind wirkliche oder scheinbare Paradoxien, die aus der Komplexität gesellschaftlicher Beziehungen und Differenzierungen oder aber vielleicht sogar aus der *conditio humana* resultieren mögen. Eine andere Erklärung für die Empfindung von Paradoxien könnte darin liegen, dass wir es mit Phänomenen zu tun haben, die im Rahmen gewohnter Denkmuster oder Paradigmen keinen Sinn machen. Das wäre dann ein Ausdruck eines fälligen Paradigmenwechsels, nicht einer Paradoxie realer Verhältnisse. Dass etwa Regeln nur praktikabel sind, wenn sie immer wieder auch übergangen werden, erscheint nur im Rahmen eines bestimmten Regelbegriffs als paradox.

Paradoxien können schließlich in einer *bestimmten* Verfassung gesellschaftlicher Verhältnisse begründet sein, sei es der Moderne, des Marktes oder des Kapitalis-

mus, die dem Handeln der Akteure einen dilemmatischen Charakter aufzwingt, weil ihre Absichten stets auch die Bedingung ihres Gegenteils mitproduzieren. *Diese* Form der Paradoxie ist bei den Thesen von Boltanski/Chiapello im Spiel. Die Attraktivität ihres Buches scheint uns nämlich auf dem Resonanzboden der enttäuschenden Erfahrung erklärbar zu sein, die insbesondere eine bestimmte Generation gemacht hat: Nämlich die des Umkippens von Emanzipationserwartungen in neue Zwänge oder Entfremdungen. Das Resümee des Buches lautet ja – grob zugespitzt formuliert: Die Künstlerkritik der Achtundsechziger bot das Material, aus dem der neue Geist des Kapitalismus, der »Netzwerkpolis« geformt werden konnte.

Diese These greift weiter, als wenn man eine Niederlage im Sinne eines historischen Rückschritts konstatieren würde. Sie meint nicht einfach, dass mein Gegner gesiegt hat, sondern dass er mit meinen Ideen gewonnen hat. So bin ich gewissermaßen mein eigener Gegner geworden.

Man kann das Problem entschärfen, indem man es sequenzialisiert: Zuerst – in den siebziger Jahren – waren die Ziele ganz ohne Ambivalenz. Dann aber interveniert entweder die ökonomische Logik des Kapitalismus oder eine neoliberale bzw. managerielle Konterrevolution, so dass die Absichten zu entgegengesetzten Ergebnissen führen. Dann bestünde das Paradox lediglich im Gegensatz von Intentionen oder Werthaltungen und dem Ergebnis.

Wir wollen demgegenüber die Vorstellung der Paradoxie konsequenter fassen: Die Intentionen selbst beinhalten zugleich die Bedingung ihres Gegenteils. Boltanski/Chiapello verwenden die Unterscheidung von sozialer und künstlerischer Kritik. Ihre These ist, dass die Berücksichtigung der einen auf Kosten der anderen geht, zwischen ihnen also ein »trade-off« besteht. Zu einer Paradoxie zugespitzt kann man sagen: Der Erfolg der einen unterminiert die andere. Und damit unterminiert sie ihren eigenen Erfolg, denn der Erfolg beider Kritiken setzt einander voraus.

1.

Wir wollen die These von Boltanski/Chiapello auf den Wandel vom Fordismus zur Subjektivierung und Vermarktlichung von Arbeit übertragen und hier die Paradoxie der Subjektivierung der Arbeit herausarbeiten. Die Kritik am Fordismus/Taylorismus nahm dessen Tendenz ins Visier, die Subjektivität der Arbeitenden auszuschalten, bzw. *vor* die Fabrikttore, ins Reich der Freizeit zu verbannen. Der Skandal wurde darin gesehen, dass die Person der Arbeitenden von ihrer Arbeitskraft getrennt wurde, letztere als funktionales Anhängsel und ausführendes Werkzeug der durch Vorplanung optimierten Abläufe konzipiert wurde. So verhinderte der For-

dismus weithin die sinnhafte Identifikation der Beschäftigten mit ihrer Arbeit und damit die Möglichkeit, Arbeit als Quelle sozialer Anerkennung zu erfahren. Insofern war hier der Gegner der Kritik klar benannt.

Allerdings vermittelte der Fordismus den Arbeitenden mit dem von Marshall (1992) so genannten »industrial citizenship« zugleich einen sozialen Status, der sich in sozialen Standards und Regulierungen niederschlug. Darin mag man rückblickend eine Paradoxie erkennen: Dass nämlich in der Entsubjektivierung der Arbeit die Bedingung des sozialen Status des Arbeitsbürgers und der sozialen Absicherung zu entdecken wäre. Eine Paradoxie der Art: Das Schlechte bedingt das Gute.

Mit der Krise des Fordismus wird nun eine Subjektivierung von Arbeit konstatiert (Moldaschl/Voß 2002). Sie verbindet den gesteigerten *Anspruch* der Arbeitenden, ihre Subjektivität in die Arbeit einzubringen und Arbeit mit Selbstverwirklichung und Autonomie zusammen zu denken, mit neuen *Anforderungen* der Unternehmen an die Arbeitenden, ihre Arbeit eigenverantwortlich, »unternehmerisch« selbst zu organisieren, eben intrinsisch motiviert zu sein. Die Paradoxie dieser *doppelten* Subjektivierung ist nicht einfach eine der Art: »Sei selbstbestimmt!«. Sondern sie besteht in der Anforderung: Erfülle *selbst*verantwortlich und intrinsisch motiviert *unsere* Ziele! Tue gerne und spontan, was du tun musst!

Die Ziele der Unternehmen erscheinen im Prozess der Vermarktlichung als Sachzwänge, denen sich Unternehmen und Mitarbeiter gemeinsam anpassen müssen. So soll die eigenverantwortliche intrinsisch motivierte Selbststeuerung mit dem Markt kurzgeschlossen werden. Die Anpassung wird also nicht von Autoritäten definiert, sie äußert sich als das, was man als marktfähiger, also lebensfähiger Akteur, wollen sollte. Hierbei gilt es flexibel zu sein, denn was man wollen sollte, zeigt erst das Resultat, die Bewährung auf dem Markt. Subjektivierung und Marktbezug gehen dann zusammen, wenn man das will, was man wollen sollte, und wenn man sogar das will, was man nicht will. Diese Form der Paradoxie kann man mit Hartmut Rosa (2004) als »Selbstentfremdung« bezeichnen.

Während im Fordismus die Trennung von Arbeitskraft und Person und damit verbunden die Exklusion von Subjektivität in der Arbeit einhergeht mit der Entwicklung eines sozialen Status des Arbeitsbürgers, verbindet sich in der Subjektivierung der Arbeit die Integration von Arbeitskraft und Person, bzw. die Nutzung von Subjektivität in der Arbeit mit der Infragestellung des Status als Arbeitsbürger und mit der Kontraktualisierung von Arbeit.

Synopsis Fordismus – Subjektivierung der Arbeit

Fordismus	Subjektivierung der Arbeit
Exklusion der Subjektivität/ Trennung Arbeitskraft – Person	Inklusion der Subjektivität/ Integration Arbeitskraft – Person
industrial citizenship	Kontraktualisierung
Arbeit als Mittel	Arbeit als Zweck

Zugleich wandelt sich die Bedeutung von Arbeit. Im Fordismus galt sie eher instrumentell als Mittel zum Lebensunterhalt bzw. zur Erzielung von Gewinn. Gerade weil sie *keinen* normativen Eigenwert besaß, sondern als *Pflicht* oder *Mittel* für andere Zwecke gesehen wurde, konnte sie auch im Taylorismus entleert und funktionalisiert werden. Und umgekehrt: Taylorisierte Arbeit konnte kaum Eigenwert beanspruchen.

Zweitens war die Arbeitskraft knapp. Im allgemeinen war es selbstverständlich zu arbeiten. Man gab seine Arbeitskraft für Lohn und opferte einen Teil seines Lebens, wofür man Würdigung, soziale Sicherheit und Beschäftigungsperspektiven als Gegenleistung beanspruchen konnte. Anders im Postfordismus: Zum einen ist für einen großen Teil der Arbeitenden Arbeit *auch* zum Selbstwert geworden; sie wird als Teil der Selbstverwirklichung verstanden. Daher kann sie nicht mehr einfach funktionalisiert werden. Zugleich hat sich die Funktionalisierung aber auch als disfunktional erwiesen und deshalb werden Arbeitskräfte benötigt, die nicht nur auf Anweisung arbeiten wollen. Zum andern gilt aber auch für die Erwerbstätigen, die mit ihrer Arbeit *keine* Selbstverwirklichung verbinden können und wollen, dass es ratsam ist, intrinsische Begeisterung für die Arbeit zumindest *darzustellen* – als performative Regel der Subjektivierung (Kocyba 2000). Vor allem aber ist nun die Arbeits*gelegenheit* und nicht mehr die Arbeitskraft knapp.

So ist die Arbeit nun einerseits wegen ihrer Subjektivierung, andererseits wegen ihrer Knappheit ein begehrtes *Gut* und kein *Opfer* mehr, für das man neben der Bezahlung auch eine Würdigung erwarten darf (Voswinkel 2002).¹ In den Begriffen

¹ Dass die Arbeit ein zu erwerbendes Gut geworden ist, wird in der Arbeit von Boltanski/Chiapello darin deutlich, dass in der »projektorientierten Polis« die employability der Akteure von ihnen selbst immer wieder reproduziert und angepasst werden muss. Dabei haben sie sich für unterschiedliche Optionen offen zu halten, für günstige Gelegenheiten gerüstet zu sein. Sie leisten ständig vor, bauen Potenziale auf, machen Werbung in eigener Sache. Und als Belohnung winkt ein Auftrag, ein neues Projekt, eine Beschäftigung. Hier wird ein grundlegender Wandel gegenüber dem fordistischen Modell der Normalarbeit deutlich: Dort war man in einen Arbeitsverbund integriert – und wenn alles normal lief, blieb man dort beschäftigt. Die Entlassung war begründungs- und legitimationspflichtig, sie war eine negative Sanktion, ein zugefügter Schaden. In der »projektorientierten Polis« hingegen

von Boltanski/Chiapello könnte man auch sagen: Es geht nicht mehr nur um »Ausbeutung«, sondern um »Ausgrenzung«, denn die Kehrseite der Ausbeutung ist ja immerhin, dass zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten eine Beziehung existiert und damit Verpflichtungen sowie gegenseitige, wenn auch asymmetrische Abhängigkeiten bestehen. Wird jedoch Ausgrenzung zum Hauptproblem und Inklusion mithin zur Belohnung, so entfallen sozialmoralische Verpflichtungen der Würdigung ebenso wie Aufwendungen der Unternehmen zur Bindung und Motivation von Beschäftigten, die zuvor auch von den Knappheitsverhältnissen auf dem Arbeitsmarkt erzwungen waren. Und das unterhöhlt die normativen und machtfundierten Grundlagen des industrial citizenship.

2.

Damit ist die Paradoxie angesprochen, die sich aus der verschärften Fassung der These von Boltanski/Chiapello ergibt, dass nämlich soziale und künstlerische Kritik einander voraussetzen und daher der Erfolg der einen durch die Schwächung des Erfolgs der anderen ihren eigenen Erfolg unterhöhlt. Das bedeutet: Die Etablierung eines Status als Arbeitsbürger und von sozialer Sicherheit ist die Voraussetzung des so genannten Individualisierungsprozesses und der Entlastung der Arbeit davon, stets unmittelbar das alltägliche Überleben gewährleisten zu müssen. Indem die Zeit- und Optionshorizonte der Lebensgestaltung erweitert werden, können sich Selbstverwirklichungsansprüche an die Arbeit und jene Planungsperspektiven und Zeithorizonte entwickeln, die Investitionen in die eigenen Kompetenzen ermöglichen. Das ist die Bedingung der Möglichkeit der artistischen Kritik am Fordismus.

In der Folge jedoch wendet sich der Anspruch auf Selbstbestimmung gegen die mit dem Wohlfahrtsstaat verbundenen und etwa von Habermas (1988: 522ff.) als Kolonialisierung durch Verrechtlichung formulierten Zwänge der Regulierungen, die das industrial citizenship sowohl verbürgen als auch verbiegen. Die sozialen Standards, die allererst die Spielräume für Autonomie in der Arbeit und für Selbstverwirklichungsansprüche öffneten, werden nunmehr in genau deren Namen kritisiert und ihrer gesellschaftlichen Legitimation beraubt.

Dies wird – so kann man prognostizieren – den Spielraum für den Anspruch der Beschäftigten auf eine Entfaltung von Subjektivität in der Arbeit massiv einengen. Subjektivierung wird zur schlecht verkleideten Zumutung, sich mit jeder

fügt niemand Schaden zu. Nirgends gibt es hier negative Sanktionen, die begründungspflichtig wären; es gibt nur Belohnungen. Statt Belohnung für Arbeit nun Belohnung durch Arbeit.

Arbeit und jedem vorgegebenen Ziel begeistert zu identifizieren. Die Politik des aktivierenden Sozialstaats und der Hartz-Reformen greift zwar in ihrer Semantik noch auf Partikel der Subjektivierung zurück. Doch weil sie diese vor allem mit Sanktionen erzwingen will, erweist sie sich als Versuch, lediglich die Arbeitspflicht-Ethik zu reetablieren.

Somit steht nun erneut die soziale Kritik auf der Tagesordnung. Deren Tragik besteht nun aber derzeit darin, dass sie sich nicht nur gegen die Neoliberalen, sondern auch gegen deren – paradoxe – Legitimationshelfer, die – ehemaligen – Träger der artistischen Kritik wendet und damit oft eine antiemanzipative Stoßrichtung entwickelt.

3.

Auch wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung nicht im Stande ist, auf die Herausforderungen der »Sozialkritik« und der »Artistenkritik« gleichzeitig zu reagieren, so konstatieren Boltanski/Chiapello dennoch kein schlichtes Nullsummenverhältnis zwischen beiden Formen der Kritik. Das Ergebnis der Achtundsechziger-Kritik am Kapitalismus besteht nicht darin, dass das ungehemmte Spiel der Marktkräfte an die Stelle bevormundender Großbürokratien träte. Es handelt sich ihrer Diagnose zufolge nicht um die Rückkehr zum liberalen Marktmodell als dominantem Legitimationsmuster, sondern um die Ausbildung relativ neuartiger, gleichsam hybrider Netzwerk- und Projektstrukturen. Diese sind – anders als reine Märkte – durch Elemente von Vertrauen, sozialer Reziprozität, Pfadabhängigkeit, personal gefärbte Beziehungen charakterisiert, ohne darum auf Dauer angelegt oder ein für alle mal durch Herkunft oder unveränderliche Merkmale bestimmt zu sein.

Probleme entstehen nun insbesondere an den Schnittstellen zu Lebensbereichen, die sich wie Familie, Freundschaften oder Liebesbeziehungen nicht in die Logik jederzeit reversibler Netzwerkbeziehungen hinein zwingen lassen. Kritische Bedeutung kommt auch der Grenzstelle zwischen Netzwerken und Projekten einerseits und der Sphäre von Verträgen und Eigentumsrechten zu. Wenn die Erträge aus zeitlich begrenzten netzwerkförmigen Kooperationsbeziehungen in die Sprache der Eigentums- und Verfügungsrechte übersetzt werden sollen, stellt sich heraus, dass nicht jeder Netzakteur ein Bill Gates werden kann. Das aus der individuellen Aneignung der Ergebnisse des projektförmigen Zusammenspiels mehrerer Akteure resultierende Problem der *Netzgerechtigkeit* versuchen Boltanski/Chiapello im Rückgriff auf den Begriff der Ausbeutung zu fassen und auf diesem Wege an die von ihnen propagierte Neubelebung der Sozialkritik anschlussfähig zu machen. Wer die Netzerträge zu monopolisieren versucht, läuft Gefahr, das jeweilige Netz zu zerstö-

ren, untergräbt darüber hinaus die Vertrauensgrundlagen eines Agierens in offenen, nicht formalisierten Netzen und riskiert schließlich, künftig nicht mehr zum Kreis potentieller Netzakteure zu gehören.

Der *Netzopportunist* trägt somit dazu bei, gerade die Opportunitäten zu zerstören, die er ausbeuten möchte. Unterbelichtet bleiben bei Boltanski/Chiapello demgegenüber diejenigen normativen Probleme, die sich aus dem Zugang bzw. aus dem Nichtzugang zu Netzen ergeben. Wollte man so etwas wie einen Idealtypus des offenen Netzwerks umreißen, so wäre er nicht durch rassische, sexistische oder sonstige essentialistische Festlegungen oder durch die Forderung nach Totalinklusion definiert. Gleichwohl wird keineswegs jede und jeder kooptiert. Die Kehrseite des universellen »get connected« besteht darin, dass Inklusion oder Teilhaberechte anders als in formalrechtlich strukturierten Handlungsbereichen nicht eingeklagt werden können und gegen den faktischen Ausschluss aus einem Netzwerk keine rechtliche Berufung möglich ist. Netzwerke sind anders als Organisationen nicht durch klar geregelte Mitgliedschaften charakterisiert. Hier greifen weder Tarifverträge noch Arbeitsrecht, kein Antidiskriminierungsparagraph und keine Berufung auf Grundrechte. Dies ist die Kehrseite der schönen Informalität.

Wo keine Eigentums- und Verfügungsrechte definiert sind, wo keine aus Mitgliedschaft erwachsenden Rechte und Pflichten gegeben sind, wo es sich ebenso wenig um die rechtlich umschriebene Sphäre der Öffentlichkeit handelt, dort besteht die Gefahr, dass unter dem Mantel von Bürokratiekritik und antiautoritärer Gesinnung ungezügelter Sozialdarwinismus Einzug hält. Und dies könnte man vielleicht als eine weitere Paradoxie formulieren, dass sich nämlich gerade auf der Grundlage offener Netzwerke neue »weiche« Formen des Ausschlusses ausbreiten, deren Auswirkungen mit den Mitteln rechtlicher, politischer und gewerkschaftlicher Auseinandersetzung kaum beizukommen ist. Es scheint sich um Formen spontaner Ordnungsbildung zu handeln, die in einen »Terror des Informellen« münden, der die herkömmlichen Instrumentarien der Kritik ins Leere laufen lässt. These ist in diesem Zusammenhang nicht, dass es das Informelle vorher nicht gegeben hätte, sondern dass es sich von seinem Gegenbegriff im Sinne formeller, in Rechtskategorien beschreibbarer Beziehungen weithin abgelöst hat und dadurch traditionellen Formen sozialer Regulierung die Grundlage zu entziehen droht.

4.

Wenn unter Paradoxien im Kern nur verstanden wird, dass Intention und Ergebnis des Handelns auseinanderfallen, oder dass Organisationsbildung die Probleme auf neuer Stufe reproduziert, die sie zu lösen glaubt, dann ist damit möglicherweise eine

sehr fundamentale Tragik allen menschlichen Tuns und Strebens benannt, ohne dass damit ein prinzipiell überwindbares Charakteristikum kapitalistischer Gesellschaften identifiziert wäre. Kritik müsste sich im Kern minimalistisch darauf beschränken, die Illusionen der Selbstdurchsichtigkeit des Handelns zu destruieren: Kritik heißt dann Selbstkritik sozialmetaphysisch überzogener Erwartungen der Gesellschaftskritik bzw. Kritik an illusionären Visionen einer Selbstdurchsichtigkeit gesellschaftlichen Handelns. Dies scheint uns denn doch ein allzu enges Verständnis der Möglichkeiten und Aufgaben von Kritik. Wenn Kritik andererseits deutlich macht, dass die vermeintliche Befreiung, die vermeintliche Emanzipation in neue Zwänge, in neue Formen der Entfremdung mündet, dann belegt dies keinesfalls eine Diagnose, die in den paradoxalen Freiheitsgewinnen nur eine neue potenzierte Gestalt der Inauthentizität oder der Unterwerfung unter blinde gesellschaftliche Zwänge erkennen will und in jedweder Empirie nur auf immer neue Belege für die Herrschaft des universellen Verblendungszusammenhangs stößt. Eben so wenig indes folgt aus dem Paradoxienbegriff per se der illusionäre Charakter aller Emanzipationserwartungen.

Was allerdings in Probleme gerät, ist der selbstgerechte Manichäismus, der lange Zeit die Rede vom Standpunkt der Kritik, vom Klassenstandpunkt, vom Arbeitnehmerstandpunkt usw. beherrschte und der blind machte für möglicherweise schreckliche Folgen guter Absichten. Der richtige »Standpunkt« von gestern ist nicht der richtige Standpunkt von heute. Der Standpunkt der Kritik ist seinerseits nicht kritikenthoben; er ist Ergebnis sozialer Auseinandersetzungen, nicht der archimedische Punkt ihrer Bewertung. Boltanski/Chiapello haben hieraus die Konsequenz gezogen, an Stelle einer philosophisch naiven »kritischen Soziologie« das Programm einer »Soziologie der Kritik« zu favorisieren. Eine solche »Soziologie der Kritik« indes muss notwendig ihre eigene Rolle im sozialen Feld thematisieren können.

Kritik pointiert und vereinseitigt, erzeugt ihre eigenen blinden Flecken und Selektivitäten. Dies ist kein Argument gegen Kritik, wohl aber gegen die vorschnelle Gewissheit, qua Kritik stets automatisch bereits auf der richtigen Seite zu stehen. Gerade die Erfolge der Kritik sind ihrerseits Anlass zu kritischer Überprüfung. Die Kritiker von heute müssen antizipieren können, dass sie die Elche von morgen sind. Es gehört zu den Einsichten in die Paradoxien der Kapitalismuskritik, dass diese unvermeidlich Teil des Prozesses ist, auf den sie sich als Kritik bezieht. Kritik kann sich weder auf einen übergreifenden, gleichsam prozessenthobenen »wahren« Standpunkt berufen, noch darf sie ihren Maßstab aus der melancholischen Beschwörung der Vergangenheit beziehen, in der es angeblich besser war, oder auf den Leitstern einer Utopie vertrauen, die aus der Geschichte der Versuche ihrer Verwirklichung unverändert hervorgegangen wäre. Kritik wird reflexiv, nicht notwendig aber resignativ.

Literatur

- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003), *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz.
- Habermas, Jürgen (1988), *Theorie des kommunikativen Handelns*, Band 2, Frankfurt a.M.
- Kocyba, Hermann (2000), »Der Preis der Anerkennung«, in Holtgrewe, Ursula/Voswinkel, Stephan/Wagner, Gabriele (Hg.), *Anerkennung und Arbeit*, Konstanz, S. 127–140.
- Marshall, Thomas H. (1992), *Bürgerrechte und soziale Klassen*, Frankfurt a.M./New York.
- Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (Hg.) (2002), *Subjektivierung von Arbeit*, Band 1, München-Mering.
- Rosa, Hartmut (2004), »Wider die Unsichtbarmachung einer »Schicksalsmacht«. Plädoyer für die Erneuerung der Kapitalismuskritik«, *Berliner Debatte Initial*, Jg. 15, H. 1, S. 81–90.
- Voswinkel, Stephan (2002), »Bewunderung ohne Würdigung? Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektivierter Arbeit«, in: Honneth, Axel (Hg.), *Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus*. Frankfurt a.M./New York, S. 65–92.